

Persephone

24 Juli 1938

68

Eine kleine soziale Oper von André Gide

von F. H. H.

Am 8. Oktober 1933 schrieb André Gide in sein Tagebuch: »Seit langem habe ich die Kunst, glücklich zu sein, verlernt. Der Kopf ist mir voll von quälenden Gedanken. Allzu wenigen Menschen ist heutzutage auch nur das einfachste Glück noch vergönnt. Die Klagen der andern übertönen jegliche Harmonie des Himmels und der Erde.«

Schon ein Jahr vorher hatte er notiert: »Es gibt Tage, an denen es mir schwerfallen würde, den Gedanken an Glück in mir aufrechtzuerhalten; ich brächte das nur auf eine erzwungene Art fertig; ja, schon die Absicht, glücklich zu sein, erschiene mir an solchen Tagen fast ruchlos.«

Es war die Zeit, wo Gide, in bewußter Abkehr von seiner bisherigen künstlerischen und künstlichen Vorstellungswelt, sich den sozialen Verwirrungen und Hoffnungen der Gegenwart zuzuwenden begann. Man kennt das Abenteuer der Leidenschaft und der Enttäuschung, in das ihn sein neuer Eifer geraten ließ. Aber niemand kann bezweifeln, daß beides, sowohl des Dichters Liebeserklärungen an die Sowjets, wie dann auch, nach der russischen Reise, die bittern Ausbrüche der Entzauberung, von tiefster Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit erfüllt war. Hatte nicht einst, mit einem gewissen ironischen Bedauern, Oscar Wilde die Äußerung getan, daß André Gide (damals ein Anfänger) die dem verführerischen Engländer so reizvoll erscheinende Kunst der schimmernden Lüge nie erlernen werde? Eine unverbrüchliche Aufrichtigkeit bleibt, in allen Stadien der innern Entwicklung, das Kennzeichen jeder Zeile, die Gide schreibt. Falls seine Formulierungen einander gelegentlich widersprechen, so beweist das eben nur, daß des Dichters Erfahrung und Erkenntnis sich inzwischen gewandelt hat (und vielleicht auch, daß politische Parteien gegenüber jenen Enthusiasten, die aus den Gefilden der Phantasie zu ihnen kommen, eine gewisse kritische Zurückhaltung wahren sollten: die Moskauer Einladung an Gide, die dem Ideal die Wirklichkeit nahebringen mußte, war eine psychologische Dummheit ersten Ranges).

Mit schmerzlichem Ruck, der in allen fünf Weltteilen hörbar wurde, hat der Dichter sich von der Fata Morgana losgerissen. Doch unerschüttert und unverlierbar blieb seine soziale Denkweise, sein Bekenntnis zu Freiheit und Gerechtigkeit, sein tiefes Mitgefühl mit den Erniedrigten und Beleidigten. Einen ergreifenden Beweis für die Innigkeit dieser Empfindungen bietet die — in solchem Zusammenhang bisher kaum beachtete — Tatsache, daß Gide der Solidarität mit allen Enterbten des irdischen Daseins auch in künstlerischer Gestaltung Ausdruck gegeben hat, und zwar in Form einer kleinen mythologischen Oper, die den Titel führt: »Persephone«. Diese, in Versen von hoher Schönheit ertönende Dichtung veranschaulicht, der altgriechischen Sage folgend, das Schicksal des Götterkindes Persephone (auch Proserpina genannt), des lieblichen Mädchens, das vom Höllengott Pluto in die Unterwelt entführt und dann, auf das flehentliche Bitten ihrer Mutter: Demeter (Ceres), für die Hälfte jedes Jahres der Oberwelt zurückgegeben

wurde. Man erkennt in dieser Legende ein Sinnbild für das Säen und Aufschießen des Getreides, und so wurde denn Persephone von den Griechen als blütenreiche, fruchtbringende Frühlingsgöttin verehrt. Die antike Sage berichtet, wie ungern und widerwillig das holde Wesen, wenn die dunkle Jahreszeit bevorstand, in die Tiefen der Unterwelt zurückkehrte. Diesen Zug hat Gide mit dichterischer Freiheit tief sinnig geändert: seine Persephone hat während ihrer unterweltlichen Existenz all den Jammer der Schatten, alles Elend der gequälten, zu finstern Höllen- und Höhlendasein verurteilten Kreatur so innerlich nachempfinden und mitfühlen gelernt, daß sie die Schönheit der blumigen Bergeshalden, den Reiz und Duft der Wiesen und Gärten, diese Vorzüge und Vorrechte einer privilegierten Oberwelt, nicht mehr erträgt, sondern, inmitten all des Blühens, Leuchtens, Prunkens, nur den einen drängenden Wunsch hat: zurückzugelangen ins freudlose, lichtlose Reich der Qualen und Entbehrungen, in die nebligen, rauchigen, dumpfen Bezirke des Proletariats, zur entrechteten Masse der Brüder und Schwestern, zum leidenden Teil der Menschheit. Und der Dichter selbst, der im Gewande des klugen Königs von Eleusis behutsam durch die drei magischen Akte dieses seltsamen Opernwerkes wandelt, erläutert den Verzicht, die schwermütige Entschlossenheit der Umkehr; er sagt zu der Heldin, die sich, mit einem letzten Lächeln der Entsagung, von den Nymphen, den Jugendgespielinnen, verabschiedet:

So wendest du in leisem Gange
Zur Tiefe dich der Schatten hin,
Du Fackelträgerin, du bange,
Des fahlsten Landes Königin.
Dem dunklen Volke wirst du bringen
Ein Schimmern, einen Hoffnungsstrahl,
Ein wenig Trost dem Nie-Gelingen,
Ein wenig Liebe seiner Qual. —
Des Korns Gebot ist: zu erstreben
Den eignen Tod in tiefer Schicht,
Dann weckt der Frühling es zum Leben,
Zu goldnem Wogen hell im Licht!

Man sieht: André Gides mythologisch verkleidetes Manifest schließt mit einem Aufschwung des Vertrauens. Innerhalb des geheimnisvoll zusammenhängenden, sich bisweilen scheinbar in Frage stellenden, dann wieder sich erklärenden, ergänzenden, immer mehr bereichernden Gesamtwerkes des Dichters nimmt es einen bedeutsamen Platz ein. Dieses Opern-Libretto bietet, in Strophen von der Schönheit des Goethischen »Faust«, einen radikalen Aufruf zum Sozialismus. Der Komponist Stravinsky hat es in Musik gesetzt. Eine Uebertragung ins Deutsche hat der Autor dieser Zeilen zu unternehmen begonnen. Der innerste Sinn aber des Wunderwerkes: die ins Lyrische verzauberte Solidaritätserklärung mit dem »Volke der Unterwelt« ist durchaus nicht gewürdigt worden, und somit mag der Hinweis auf ein bereits vor einigen Jahren gedrucktes Büchlein manchem Leser erwünscht und berechtigt erscheinen.

F. H.

„Der öffentliche Dienst“

№ 25
24 Juli
1938

Der ...
№ 25 / 24 Juli 1938
Persephone